

Predigt von Pfarrerin Beate Dickmann zum ‚Diakonie‘-Sonntag am 05.09.2020

Apostelgeschichte 6, 1 – 7a

Die Zahl der Jünger wuchs unaufhörlich. Allerdings wurden in dieser Zeit auch Klagen innerhalb der Gemeinde laut, und zwar vonseiten der Jünger, die aus griechischsprachigen Ländern stammten. Sie waren der Meinung, dass ihre Witwen bei der täglichen Versorgung mit Lebensmitteln benachteiligt wurden und beschwerten sich darüber bei den einheimischen Jüngern.

Da beriefen die Zwölf eine Versammlung aller Jünger ein und erklärten: „Es wäre nicht gut, wenn wir Apostel uns persönlich um den Dienst der Verteilung der Lebensmittel kümmern müssten und darüber die Verkündigung von Gottes Botschaft vernachlässigen würden. Seht euch, liebe Geschwister, daher in eurer Mitte nach sieben Männern um, die einen guten Ruf haben, mit dem Heiligen Geist erfüllt sind und von Gott Weisheit und Einsicht bekommen haben. Ihnen wollen wir diese Aufgabe übertragen. Wir selbst aber werden uns weiterhin ganz auf das Gebet und den Dienst der Verkündigung des Evangeliums konzentrieren.“

Dieser Vorschlag fand allgemeine Zustimmung, und die Gemeinde wählte folgende sieben Männer aus: Stephanus, einen Mann mit einem festen Glauben und erfüllt vom Heiligen Geist, Philippus, Prochorus, Nikanor, Timon, Parmenas und Nikolaus, einen Nichtjuden aus Antiochia, der zum Judentum übergetreten war. Man ließ sie vor die Apostel treten, und die Apostel beteten für sie und legten ihnen die Hände auf.

Die Botschaft Gottes bereitete sich immer weiter aus und die Zahl der Jünger in Jerusalem stieg sprunghaft an.

Liebe Gemeinde,

Diakonie – der Dienst am bedürftigen Mitmenschen, das ist nicht erst eine Aufgabe der heutigen Kirchen. Diakonie gehörte von Anfang an dazu. Schon der sogenannten Urgemeinde in Jerusalem war klar, dass Nachfolge Christi nicht nur in ermutigenden Worten sondern auch in verantwortlichen Taten geschehen musste. Genauso wie Jesu Botschaft von Gottes neuer Welt, in der die Liebe die Menschen verwandelt, die Ohren und Herzen aller erreichen sollte – genauso sollte seine Zuwendung zu den Armen, Kranken, Bedürftigen und an den Rand Gedrängten in konkrete Hilfe umgesetzt werden.

Doch erstaunlich schnell zeigt sich gerade hier die Überforderung. Nicht von ungefähr sind es die Witwen der Zugezogenen, an denen dies deutlich wird – war doch ihr Wohlergehen schon im Alten Testament der Indikator für die Auswirkung von Gottes gutem Willen in der Gesellschaft. Gerade an den Schwächsten entscheidet sich, was der Glaube wert ist.

Witwen, genau wie Waisen, hatten weder Rechte noch Ansprüche. Oft waren sie nicht einmal mehr in ein familiäres Netz eingebunden und gänzlich auf Mildtätigkeit angewiesen. Und wenn sie nicht zu den Einheimischen zählten, die auf Almosen rund um den Jerusalemer Tempel hoffen konnten, war ihre Lage noch prekärer. Auf der einen Seite ernüchternd, dass schon in den Anfängen der Gemeinde solche Missstände auftraten – auf der anderen Seite gut zu hören, wie damit umgegangen wurde.

Nein, es war auch bei Kirchs nicht von Anfang an nur Friede, Freude, Eierkuchen. Wie die Sache Jesu zu leben sei, war schon immer eine Herausforderung und Auseinandersetzung gehörte dazu. Klagen, Murren, Beschwerden – hier von Seiten der griechischsprechenden Zugezogenen – das ist kein bloßes Jammern, wenn es konkrete Handlungsfelder benennt und auf Verbesserung des Mit- und Füreinanders zielt. Wie gut, dass „die Zwölf“, die damalige Gemeindeleitung, die noch von Jesus berufenen Jünger, nicht „dicht machen“, sich gar angegriffen fühlen und die Vorwürfe abweisen, sondern das Gespräch suchen. Und das nicht nur in ihrem Kreis der Auserwählten, sondern mit der ganzen Gemeinde. Das zeigt, wie wichtig sie die Vorwürfe nehmen bzw. die absolute Notwendigkeit der Fürsorge für alle Bedürftigen.

Wie gut auch, dass sie als Gemeindeleitung ihre Grenzen erkennen und zugeben: „Wir schaffen das nicht auch noch.“ Dazu gehört Größe und Ehrlichkeit. Die oft bewunderte Haltung, alles selbst hinzubekommen, ohne Hilfe von anderen, ist oft nichts anderes als ungute Selbstüberschätzung und falscher Stolz. Beides hat in der Nachfolge Jesu nichts zu suchen. Und das dürfen wir uns von der Apostelgeschichte gerne noch einmal deutlich sagen lassen. Man darf zugeben, wenn die eigenen Gaben und Möglichkeiten, die Zeit und die Kraft, das Wissen und das Verständnis nicht ausreichen. Man darf und soll dies zum Wohl aller aussprechen und im Miteinander Lösungen suchen, die vor allem denen zugutekommen, die sonst ins wirtschaftliche, soziale oder auch emotionale und spirituelle Abseits gerieten.

Der Vorschlag der „Zwölf“: Arbeitsteilung. „Wir widmen uns weiter mit ganzer Kraft der Verkündigung und geben die Aufgabe der Diakonie in gute, qualifizierte Hände.“ Hier wird keine Hierarchie begründet, sondern ein Miteinander auf Augenhöhe aller für die Sache Jesu Tätigen. Das erkennt man zum einen daran, dass auch den neuen Mitarbeitenden zuerkannt wird, von Gottes Geist, seiner Weisheit und Einsicht erfüllt zu sein, zum anderen dass auch sie, genau wie die Zwölf, missionarisch tätig werden.

Wie zukunftsweisend für spätere Gemeinden ist das Prozedere der Benennung! Eine Wahl! Weder bringen die Zwölf ihre Autorität oder Kompetenz ins Spiel, noch wird das Los, in dem man damals einen Gottesentscheid sah, gezogen. Nein, die ganze Gemeinde ist gefragt. Sie soll ihre Erfahrung, Beobachtung, Kenntnis einbringen, um Kandidaten zu benennen und durch eine Wahl zu bestätigen.

Gemeinde, das sind wir alle – du und ich, Haupt- und Ehrenamtliche, Starke und Schwache, Helfer und Hilfsbedürftige. Paulus wird sie später als einen Leib mit vielen gleich wichtigen Gliedern beschreiben. Probleme, Krisen, Aufgaben werden gelöst, wo alle angefragt sind und alle dazu beitragen. Sieben kompetente Menschen werden schließlich gewählt – die ersten Diakone der jungen Kirche. Und sie scheinen ihre Aufgabe der sozialen Fürsorge gut versehen zu haben.

Gerne hätte ich noch davon gehört, dass die griechischen Witwen nun gut betreut wurden, aber ich lese es einfach hinein in den abschließenden Satz, dass die Zahl der Gemeindeglieder in Jerusalem sprunghaft anstieg. Nicht nur die Verkündigung des Evangeliums, auch der tatkräftige Einsatz für Bedürftige ist Zeugnis und Werbung für Jesu Sache, hat Innen- und Außenwirkung.

Die Wahl der Diakone heißt nun aber keinesfalls, dass Jesu Gebot der Nächstenliebe damit hauptamtlich delegiert wäre. Denjenigen Mitmensch zu werden, die meine Mitmenschlichkeit gerade akut brauchen, ist Auftrag an jeden und jede – so wie Jesus in seinem Gleichnis vom barmherzigen Samariter deutlich gemacht hat. Es bleibt für uns alle ein Herzensanliegen in der Nachfolge. Eine gute Aufgabenteilung, eine funktionierende Struktur und der Aufbau eines sozialen Netzes ersetzt nicht das Engagement jedes Einzelnen. Im Gegenteil, Strukturen können, nur auf dieser Basis funktionieren: Kirche sind wir alle.

Was wir aus der Apostelgeschichte lernen können: Krisen oder Missstände zu erkennen und zu benennen, Lösungen sachlich und gemeinschaftlich zu suchen, Aufgaben auf viele kompetente Schultern zu verteilen, das Wirken des Geistes und das Mittun der Gemeinde zusammenspielen zu lassen und das alles in den Dienst des guten Willen Gottes mit seinen Menschenkindern zu stellen. So lebt Kirche - auch heute!

Amen